

Dankesrede zur Überreichung des FALLADA-PREISES 2018 - von Sandra Hoffmann
Stadttheater Neumünster, 20. März 2018

"Ich möchte Ihnen davon erzählen, wie ein Mensch zum Schriftsteller wird.", lautet der erste Satz von Falladas allerletzter Erzählung mit dem Titel, "Meine lieben jungen Freunde", er hat ihn für den Literaturklub an der Schule seines Sohnes geschrieben. Der zweite Satz heißt: "Aber hier schon halte ich inne."

Ich halte inne. Jetzt beim Schreiben dieser Rede, aber vielleicht auch dann, wenn ich vor Ihnen stehe und zu Ihnen spreche.

Schreiben, das ist für mich immer auch Selbstvergewisserung, ich bin noch da, ich kann mich lesen; und es ist immer auch Anschreiben dagegen, dass am Ende vom Tag nichts übrig bleibt oder - und das ist noch viel schlimmer - dagegen, dass zu viel übrig bleibt, was ich nicht verstanden habe.

Ich halte inne, weil ich vor jedem Text, den ich schreibe, Angst habe. Angst, dass ich mir damit nicht genüge, Angst, dass es mir nicht gelingt, das ist zu erzählen, was ich wirklich erzählen möchte, Angst, dass ich nicht die richtigen Wörter finde, nicht die ausreichende Präzision, Konzentration.

Ich halte beim Schreiben inne, weil ich, um mit Fallada zu sprechen "nicht von außen künstlich dazugebracht werden" will. " Man muss", sagt Fallada "Bücher schreiben, weil man sie schreiben muss."

In diesem seinem letzten Text, (er schrieb ihn im Mai 1946), der mich sehr für Fallada eingenommen hat - es ist eine Selbstauskunft - erzählt er auch davon, wie es zu seinem ersten richtigen Buch kam.

Er schreibt: "Als ich noch bei der Zeitung in einem kleinen holsteinischen Nest war (ich glaube, er meint dieses hier!), erklomm ich zum Schluss eine so hohe Stufe der Berichterstattung, dass ich sogar einem endlosen politischen Prozess beiwohnen und über ihn schreiben durfte. Bauern hatten auf Finanzämter Bomben geworfen, Bauern hatten einen politischen Umzug veranstaltet, aus dem dann eine große Schlägerei geworden war - und gegen diese Bauern wurde nun verhandelt. Aber wie das nun mal bei der Zeitung so ist, ich durfte nicht ganz so über die Dinge berichten, wie sie mir vorkamen, ich hatte der poli-

tischen Tendenz der Blattes entsprechend zu berichten (...), ich hatte nie das schreiben können, was ich auf dem Herzen hatte".

Also schrieb er den Roman: Bauern, Bonzen und Bomben.

Ich halte inne, weil ich denke, Sie denken jetzt, wenn er über die Dinge berichten hätte wollen, wie er sie wahrgenommen hat, dann hätte er doch auch ein Sachbuch schreiben können. Denn, was hat das fiktive Schreiben eigentlich mit der Wahrheit zu tun?

Ich sage Ihnen: Viel!

Oder, um Fallada noch einmal zu zitieren: Sie hat mit dem zu tun, "was ich auf dem Herzen" habe.

Ich selbst weiß manchmal, wenn ich einen Text beginne, nicht einmal genau, welches Gefühl, welche Intention es ist, die mein Herz bewegt, aber das schreibende ICH weiß es, vielleicht nicht sofort, aber dann, wenn die Stimme des Textes immer deutlicher, immer klarer wird, dann schon.

Auch bei PAULA wusste es zuerst oder vor allem das schreibende ICH. Ich selbst hatte es auf dem Herzen, seit ich begonnen habe zu schreiben. Mein erster Prosatext handelte bereits von einer Großmutter, in deren Handtasche die Enkelin ihren Großvater gesucht hat. Was sie fand, oder was sie in ihrer Phantasie zu finden befürchtete, war den Wolf. So hieß auch diese Erzählung: Der Wolf. Seither sind zwanzig Jahre vergangen und ich habe eine ganze Reihe von Anläufen unternommen, die Geschichte meiner Großmutter zu verstehen und die meine mit ihr. Zu-vor-letzt mit "Was ihm fehlen wird, wenn er tot ist", einem Roman. In ihm erfinde ich die fiktive Geschichte des polnischen Zwangsarbeiters Janek Bilinski, der mein Großvater hätte sein können. Am Ende des Krieges zeugte er mit Paula, der Tochter des Bauern, für den er arbeitete, ein Kind, von dem er erst sehr viel später durch Zufall erfuhr.

"Was ihm fehlen wird, wenn er tot ist" und PAULA gehören in gewisser Weise zusammen. Das eine steht jeweils im Spiegel des anderen.

Man hätte auch PAULA, das Buch, für das ich heute hier ausgezeichnet werde, Roman nennen können. Man kann es auch Memoir nennen. Aber eigentlich ist es eine Erzählung, die sich zusammensetzt aus Reflexionen, Erinnerungen, Szenen, Wirklichem und Erfundenem.

Man hätte daraus vielleicht auch ein Sachbuch machen können.

Ich habe es nicht getan.

Ich habe es nicht getan, weil ich dann niemals der Wahrheit auf den Grund hätte gehen können, so wie ich sie verstehe. Die Wahrheit, um die es mir geht, ist eben keine sachliche, es ist eine Herzens-Angelegenheit.

Die sachliche Angelegenheit, um die es bei meiner Großmutter geht, lautet folgendermaßen: Eine Frau, 1915 im katholischen Oberschwaben geboren, bekommt zwei uneheliche Kinder. Das eine stirbt, das zweite lebt. Ein Mädchen, 1946 geboren. Sie ist meine Mutter. Bis heute weiß sie nicht, wer ihr Vater ist. Die Frau, die die Mutter meiner Mutter ist, hat nicht über ihr Leben gesprochen. Sie hat in unserem Haus mitgelebt. Sie hat eine Fotosammlung mit über 400 Bildern hinterlassen.

Ich halte inne. Ich denke, sie werden jetzt sagen: Schmale Geschichte, nicht sehr viel Material.

Ich denke an Fallada und seine Geschichte mit den Bauern.

Der Sachverhalt: Es gab einen Bauernaufstand. Er sollte für seine Zeitung darüber schreiben. Er hat es getan. So wie es die Zeitung von ihm erwartet hat. Er hätte es gerne anders gemacht.

Ich denke, das ist nicht sehr viel Material.

Und doch ist es genug. Für einen Roman.

Für einen, den man schreiben muss. – Weil man der Wahrheit auf die Spur kommen möchte – keiner vereinfachenden, sondern einer, die Ambivalenzen aushält, Verirrungen und Verwirrungen anstelle von bloßen Fakten. Für einen, von dem das schreibendes ICH mehr weiß, als der Autor selbst.

Oder, um noch einmal mit Fallada über "Bauern, Bomben und Bonzen" zu sprechen: weil es mir scheint "(...) als wüsste ich viel mehr, als damals gesagt worden war über die Dinge, die draußen auf dem Lande und in der Stadt geschehen waren."

Ich halte inne. Weil ich überlege, ob Sie nun denken, das klingt ziemlich sybillinisch und so nach Bauchgefühl. Es ist gut, dass Sie das denken. Denn tatsächlich ist es auch für mich nach wie vor ein beglückendes Geheimnis, wie aus etwas, von dem ich zuerst nur eine Ahnung hatte, eine ganze Geschichte wird; eine Wirklichkeit, die, wenn sie sich ihren Weg freigeschrieben hat, weitaus mehr ist, als nur eine Welt aus Papier. Es ist eine wahrhaftige Welt.

Als ich achtzehn, fast neunzehn Jahre alt war, wäre ich fast gestorben. Ich wäre fast gestorben, weil ich keine Sprache hatte für das, woran ich meine ganz Kindheit hindurch gelitten habe. Ich hatte nicht einmal eine Ahnung, woran ich genau gelitten habe. Ich hatte immerzu Magenschmerzen, ich hatte Ängste und Zwänge, ich hatte Konzentrationsstörungen und Schulschwierigkeiten. Ich bekam Autogenes Training und später ging ich zu einem Schulpsychologen. Nichts half gegen die Leere, gegen das Gefühl verrückt zu werden an den eigenen Phantasien und Zwangshandlungen. Bis ich den Hunger entdeckte. Und gegen den Hunger das Hungern. Das Hungern half gut gegen den Hunger, half gut gegen die Leere und half gut gegen die Ängste und gegen alle anderen Gefühle auch. Es war ein mächtiger Zwang. Im Hunger fand ich die Sprache.

Davon erzählt mein Buch, PAULA. Auch. Aber nicht zuvorderst. Ich sehe darin den Grund meines Schreibens, den Grund, dass ich die geworden bin, die ich bin: die Schriftstellerin Sandra Hoffmann.

"Ich glaube nicht daran, dass man ein Schriftsteller wird, sondern dass man einer ist, von Beginn des Lebens an. Es kann dauern, bis man es erkennt (...). Schrieb Fallada.

Ich halte inne. Und komme dorthin wo alles begann. Zu Paula. Meiner Großmutter, die ihr ganzes Leben lang geschwiegen hat. Darüber, dass sie einen Bräutigam hatte, darüber, was sein Tod ausgelöst hat. Wer die Väter der Kinder sind. Oder wenigstens der Vater meiner Mutter. Wie sie zum Beten gekommen ist und warum sie schweigt.

Meine Mutter ist im Schweigen ihrer Mutter aufgewachsen.

Ich bin im Schweigen meiner Großmutter aufgewachsen, im Schweigen meiner Mutter, im Schweigen meines Vaters auch, der von meiner Mutter in ihr Schweigen integriert worden ist. Auch ich bin integriert worden.

Über das Schweigen erzählt PAULA, mein Buch, viel.

Das Schweigen ist eine zerstörerische Kraft. Es höhlt einen Menschen von innen heraus aus. Es isoliert ihn von seinen eigenen Gefühlen und es isoliert ihn von allen anderen, die von diesem Schweigen betroffen sind. Es isoliert all jene, die mit den Schweigenden schweigen. Es verhindert Aufklärung, Vergebung und Gesundung.

Das Schweigen hat seine Angstblumen weit über den zweiten Weltkrieg, weit über die Möglichkeiten des Deutschen Wohlstands hinausgetrieben. Sie blühen bis heute.

Heute, wenn ich hier während dieser Rede immer wieder innehalte, ist der 20. März 2018.

Ich habe mit PAULA ein Schweigen gebrochen.

Nicht nur deshalb ist PAULA, bei aller anscheinenden Privatheit, auch ein politisches Buch geworden.

Das hier sagen zu dürfen, bedeutet mir viel.

Und es ist mir eine große Freude, unter Falladas Namen, in die Fußstapfen einer ganzen Reihe von Kolleginnen und Kollegen treten zu dürfen, die ich sehr verehere.

Ich halte inne. Noch einmal.

Um ganz zuletzt Ihnen, sehr geehrte Fallada-Preisjury,

liebe Julia Schröder,

lieber Stefan Danhof,

liebe Katharina Büll,

lieber Michael Carstens,

sehr geehrte Frau Schättiger,

sehr geehrter Herr Hillgruber,

sehr geehrter Herr Fahrner

meinen Dank auszusprechen.

Ganz nebenbei auch ein paar lieben Freunden und meinem Mann, die den Weg hierher genommen haben. Und in Abwesenheit meiner Lektorin Julia Graf, die auch diesen Text gründlich durchgeschaut hat, aber heute leider nicht dabei sein kann. Last but not least Hanser Berlin, meinem Verlag und Elisabeth Ruge, meiner Agentin, die viel für PAULA, das Buch, getan haben.

Mein Dank kommt von Herzen.

(Alle Zitate aus:

„Meine lieben jungen Freunde“, In: *Junge Liebe zwischen Trümmern*, Aufbau Verlag 2018)